

"Kultur ist immer auch die Kultur der Anderen"

Autor(en): **Surber, Peter / Stieger, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 212

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Kultur ist immer auch die Kultur der Anderen»

Nach über zwanzig Jahren beim «Tagblatt» wechselt Anfang Mai der Kulturjournalist *Peter Surber* auf die «Saiten»-Redaktion. *Johannes Stieger* verlässt nach sechseinhalb Jahren das Magazin. Ein Mailwechsel.

SURBER — Fangen wir mit Nörgeln an: Was fehlt dir an der Kulturstadt St.Gallen?

STIEGER — Wenn sich Stadt und Kanton endlich finden und die Publikumsbibliothek in der Hauptpost Realität ist, nicht mehr viel. In den letzten Jahren sind neue Räume entstanden, die von neugierigen Leuten programmiert werden, die sich ins städtische und politische Leben einmischen; Kaffeehaus, Buena Onda, Tankstell-Bar, Palace und Variété Tivoli sind nur einige. Erfreulich ist auch das Ja zur Lokremise und wie es dort dem Kinok läuft, die Grabenhalle macht vorwärts und das Theater wagt ab und zu auch etwas. Mit der Bewegung rund ums Kugl ist ausserdem eine Politisierung zu beobachten. Es ist zudem durchlässiger geworden: Das Publikum verteilt sich auf mehr und unterschiedlichere Orte, das ist super. Aber ich vermisse einen Raum, wie es die Rarbar einer war, wo jetzt die Fachhochschule steht; dieser halböffentliche Keller, wo geheimnisvolle Wesen ihre Tricks zeigten, wo man nicht immer draus gekommen ist, was Widerstand und was Fest ist.

Apropos Geheimwissen: Gibt es Räume, Szenen, die du als «Saiten»-Redaktor unter die Lupe nehmen willst?

SURBER — Stichwort Kugl: Das ist so ein Fall. Nicht umsonst persönlich «unter die Lupe» zu nehmen, aber genauer zu fragen: Was ist dort politisch? Was ist am Kugl-Konflikt über den Widerstand gegen den hirnrissigen Protest eines Einzelnen hinaus exemplarisch für den Freiraum in der Stadt? Im Übrigen bin ich kein Anhänger von Szenen, schon gar nicht von sich abgrenzenden und ausgrenzenden. Mir ist es unwohl, wo es nach «Gemeinde» müffelt, nach «Stall» riecht, wo Fahnen aller Art gehisst werden und Räume zu- statt aufgehen. Kultur ist immer auch die Kultur des und der Anderen. Tönt kitschig, ich weiss, ist es aber nicht, erst recht dort nicht, wo es um die wirklich schmerzenden Ausgrenzungen und Ausgemeindungen geht, politisch, wirtschaftlich, sozial. Wo gesparrt wird ohne Rücksicht auf Verluste. Das gehört auch zu einem weiten Kulturbegriff, für den «Saiten» steht und weiter stehen soll.

Wo fängt bei dir der Kulturbegriff an? Oder weniger programmatisch: Wann und wie hat es bei dir angefangen?

STIEGER — Hm, das war wohl, als ich mit einem Freund das Rorschacher Uferlos-Festival besuchte. Das war ein offener Raum und anders als das, was ich vom so genannten Ausgang her kannte. Alle waren um einiges älter, das Essen war saugut, die Musik laut und unbekannt, Bier gab es auch. Ich glaube, das ist des Pudels Kern: Wie kriegt

man es hin, einen herzhaften und durchmischten Ort zu schaffen, aber trotzdem ein paar Sachen im Dunst des Abenteuerlichen zu belassen? Ich bin unbedingt für Deutlichkeit und gegen Ausgrenzung, aber ich mag es, wenn eine Band oder eine Künstlerin eine Fahne hisst. Ich glaube, damit hat es angefangen; mit der Frage, was diese oder jene Fahne zu bedeuten hat.

Was war es bei dir, das die Neugier auf Kultur weckte, sie journalistisch zu beobachten?

SURBER — Kultur hat bei mir da angefangen, wo keiner auf die Idee gekommen wäre, sie «Kultur» zu nennen: zuhause mit Singen, Klavierspielen, Karl-May-Lesen. Davon zehre ich bis heute, weil das damals in alle Glieder, in Herz und Kopf eingepägt worden ist: vor allem das Vergnügen, zusammen Musik zu machen. Das hat mich während der Kantizeit dann auch in die Tonhalle gebracht, als Platzanweiser ..., später ins Theater und schliesslich zum Journalismus, zuerst als Musikkritiker fürs «Tagblatt» während des Studiums. Es war die Zeit, siebziger und Anfang achtziger Jahre, als Theater/Tonhalle/Museen die ganze St.Galler Kultur ausmachten – und die Proteste gegen diese Monokultur losgingen: H.R. Frickers Plakate im Stadtbild, die erste Kunsthalle, die IG Kohle und der Kampf um die Grabenhalle et cetera. Im Rückblick ist es fast nicht mehr nachvollziehbar, aber wichtig, daran zu erinnern, wie blockiert der Kulturbegriff und das Kulturestablishment (und die Kulturfinanzen) zuvor waren und was für Verschiebungen und Aufbrüche stattgefunden haben seither. So dass es kaum mehr nötig ist, «etabliert» gegen «alternativ» auszuspielen. Ein barockes Konzert kann ein grandioses Hör-Neuland voller Geheimnisse sein.

Was den Bogen zurückschlägt zum «Dunst des Abenteuerlichen», von dem du vorher gesprochen hast: Ist Kultur heute zu domestiziert, ausfinanziert, angepasst?

STIEGER — Ich mag nicht in den Chor der Kulturpessimisten einstimmen, es sei alles bis hinten raus austariert und unpolitisch. Die ewige Klage über Massenevents und Inhaltslosigkeit ist berechtigt, langweilt mich mittlerweile aber schaurig. Es fehlt doch vielmehr der Drang, Neues zu entdecken, das Risiko einzugehen, einen Abend zu vergeuden. Und klar: Es gibt für jede Bewegung die passende iPhone-Hülle. Die Vereinnahmungsmaschine arbeitet effizient; einem Veranstaltungsplakat ohne Sponsorenlogos fehlt etwas. Was mal verpönt war, ist zu einem Kompliment geworden: Diese Veranstaltung wird von der Kulturförderung und der XY-Bank als unterstützungswert eingestuft. Aber trotzdem: Subvention – und

sei es nur in der Form einer Defizitgarantie – ist wesentlich. Es ist heuchlerisch, wenn für die Kunst immer wieder der ach so freie Markt bemüht wird, dessen Protagonisten mit Steuererleichterungen und Willkommenspäros ausdauernd hofiert werden.

Wir kommen vom Geheimnis, das die Neugier weckt, nicht recht los, darum: Wann standest du das letzte Mal vor einer Bühne und dachtest: Wow, dass es das gibt!?

SURBER — Klares Versäumnis: Ich steh zu wenig vor Bühnen, bisher. Meistens hocke ich wie kürzlich im Zürcher Pfauen bei «Faust 1–3» von Goethe/Jelinek: sagenhafte Schauspieler und ein doppelbödiges Stück Zeittheater. Also ein Fall von subventionierter und zugleich subversiver Theaterkunst. Um nochmal kurz auf das Thema Kulturförderung und Vereinnahmung zurückzukommen: Gerade die Bank XY zahlt seit Jahren nichts mehr. Die Privatwirtschaft verfolgt ihre Sponsoringinteressen; was nicht kommerziell ist, braucht die öffentliche Hand als Partner. Zum Andern: Klar, es gibt Auswüchse, zu viel Technik, zu viel Ausstattung, zu wenig Inhalt. Oder zu aufgeblasene Kulturvermittlung. Aber davon abgesehen soll Kultur wuchern und blühen und spriessen und saften, so viel und wo immer sie will. So, dass sie zugänglich ist für möglichst Viele. Und so, dass die Leute, die sie machen, davon leben können.

Apropos «wo auch immer»: Wenn ich so rede, sehe ich immer die Stadt vor mir. Aber das Land? Wo bist du zum letzten Mal auf dem Kultur-Land gewesen und hast gedacht: «Wow!»

STIEGER — Als hinter der Bühne des Sur-Le-Lac-Festivals in Eggersriet abends der Bodensee immer dunkler wurde, passierte es. Da kam alles zusammen: Jugenderinnerungen an den früher allgegenwärtigen und geliebten See, die grüne Wiese und ein von jungen Leuten lanciertes Musikfest, das nicht so sein will wie die Grossen. Aber klar, wir reden hier auch ein wenig von importierter Urbanität. Richtig ländlich getan hat es mir vor etwas über zwei Jahren im Atelier des Malers Willy Künzler in Stein. Politisch hat er das Heu auf einer anderen Bühne, aber das war ein lustiger Nachmittag, der vor dem Grill endete. Wie du vorhin bereits angemahnt hast, finde ich es wichtig, sich in andere Räume zu wagen, es sich nicht zu heimelig zu machen mit seinem Kulturbegriff.

Du veranstaltest die Kulturlandsgemeinde mit, wo künstlerische, soziale und politische Aspekte unserer Realität verhandelt werden. Inwiefern haben die doch grossen Themen wie letztes Jahr «Arbeit» in Herisau und heuer «Freiheit» in Wienacht-Tobel mit der Umgebung zu tun? Ist sie Kulisse wie der Bodensee in der Ferne und wäre der Anlass in der Stadt auch möglich?

SURBER — Bloss Kulisse wär furchtbar. Die Verbindungen zwischen Thema und Ort sind mehrfach. Die wichtigste: Das Publikum kommt aus der Gegend und mischt sich ein. Zudem lädt die Kulturlandsgemeinde Fachleute und Kunstschaffende aus der Region ein. Diesmal zum Beispiel Personen, die wir als «frei» empfinden und die wir fragen, ob sie es tatsächlich sind. Weiter: Der Ort über dem Bodensee passt zum Thema, einerseits mit fantastischer Weitsicht, andererseits findet der Anlass in einem ziemlich verrückten, auch engen Haus statt. Und schliesslich: Die Kulturlandsgemeinde wird zwar von Kanton und Kulturstiftung von Aus-

serrhoden getragen, ist aber programmlich frei und immer noch ziemlich freakig. Ich behauptete mal: Das gäbs in der Stadt nicht, weder in St.Gallen noch Berlin.

Was mich zur nächsten Frage bringt, eine mögliche Schlussfrage: Was bedeutet für dich Freiheit persönlich, aber auch mit Blick aufs Kulturleben im «Saiten»-Land?

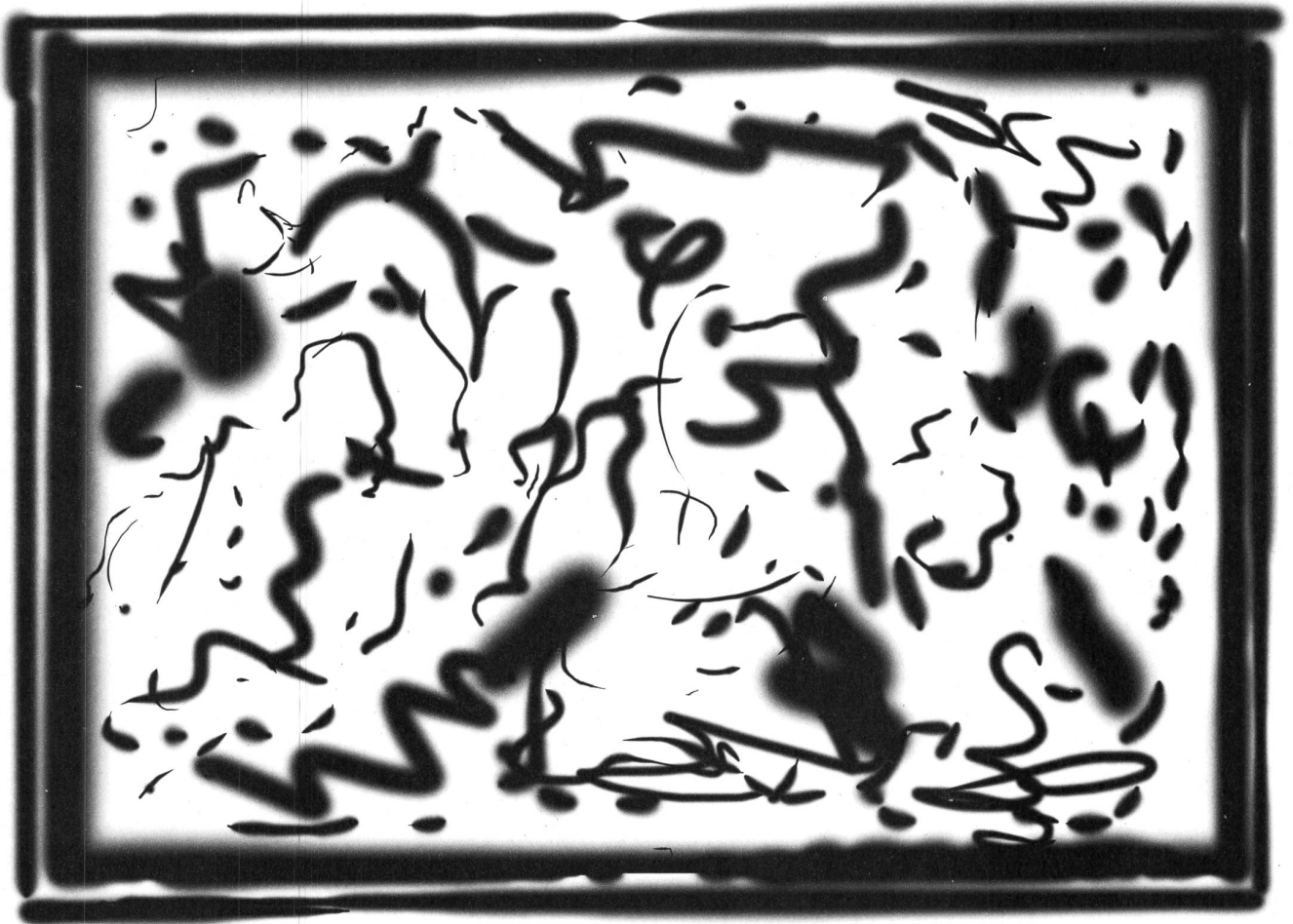
STIEGER — Ende März sollte auf dem St.Galler Marktplatz eine Demo zum Erhalt des Kugls und gegen die willkürlichen Entscheide stattfinden, den Betrieb nun auch mit dem Entzug der sporadischen Verlängerungen der Öffnungszeiten bis drei Uhr einzuschränken. Die Sympathisanten verschwanden zwischen den Ständen von Kräuterverkäuferinnen, Sektierern, Miss-Ostschweiz-Kandidatinnen und Shoppern. Kein Transparent, keine Rede, nichts; wie bestellt und nicht abgeholt stand man da. Das war wahnsinnig schade, eine verschenkte Chance, denn es blieb der Nachgeschmack, dass es beim Ruf nach Freiraum um Bewahrung der Umstände und nicht um die Forderung geht, herrschende Zwänge abzubauen und den Raum aufzutun. Frei bedeutet in der Kultur, sich von Marktstrategien und Kulturmanagement zu verabschieden, beweglich zu bleiben. Und für «Saiten» bedeutete es für mich immer auch, ganz knapp gesagt, niemandem zu gehören und sich nicht um Zielgruppen kümmern zu müssen; mit tollen Leuten journalistisch vorwärts zu machen, aber nicht zu verbiestern und die Sachen immer wieder neu aushandeln zu können.

Das kann nicht die letzte Antwort gewesen sein, denn wir sind bei den Medien angelangt und alle, die diese Zeilen lesen, wollen doch vor allem eines wissen: Wieso wechselst du nach gut zwanzig Jahren vom «Tagblatt» zu «Saiten»?

SURBER — Den wichtigsten Grund hast du selber eben schon genannt: «Saiten» ist unabhängig. Beim «Tagblatt» habe ich mich zwar auch nicht in dem Sinn abhängig gefühlt, dass das freie Denken eingeschränkt gewesen wäre. Ich konnte immer schreiben, was und wie ich es richtig fand. Aber ökonomisch hat sich die Arbeit in den letzten Jahren entfremdet im klassischen Sinn: Die Entscheide fallen in Zürich, und sie fallen nach so genannt unternehmerischen Gesichtspunkten, also immer weniger nach publizistischen Kriterien. Hinzu kommt, dass der «Focus»-Bund, in den die Kultur seit einigen Jahren eingegliedert ist, von einem sehr heterogenen Team bestritten wird. Das hat Vorteile – unterschiedliche Blickwinkel –, aber auch den Nachteil, dass es nicht um ein gemeinsames Anliegen geht. Sondern um einen täglichen (und weitgehend unpolitischen) «Themenmix» für ein ebenso heterogen gedachtes Lesepublikum mit dem Anspruch, alles für möglichst alle zu schreiben. «Saiten» ist eine prima Alternative: thematisch intelligent, gemacht von einem kleinen, bürokratiefreien Team, gestützt von engagierten Autorinnen und Autoren und, soweit ich bisher sehe, getragen von Inserenten, Leserinnen und Lesern, die dem Heft eine fast ungläubliche Sympathie entgegenbringen. Ansporn genug also – zumal interessante Aufbruchzeiten auf uns zukommen, für die es sich lohnt, die «Saiten» zum Klingen zu bringen.

Johannes Stieger, 1979, war Redaktor bei «Saiten».

Peter Surber, 1957, ist Redaktor bei «Saiten».



"Schimmel im Schimmel", Öl auf Leinwand, 1963, Sammlung Credit Suisse
value: 85'000'000 Dollars



"Das Fenster zum Hinternhof", 1982, Mischtechnik
PRIVATBESITZ
value: 12'000'000 Dollars

MUSIKER

Regie

Theaterstyp

Künstler

galerist

DJ

